

LITERATURBERICHT

Gottverlassenheit

Gedanken zu Gedichten

Und als ich aufblickte zur unermeßlichen Welt nach dem göttlichen Auge, starrte sie mich mit einer leeren bodenlosen Augenhöhle an ...
(Jean Paul: *Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei*)

Die Gedichte, von denen hier die Rede sein soll, haben manches miteinander gemein: daß sie das Leiden der Menschen, ja aller Kreatur zur Sprache bringen; und daß sie es offenbar nicht anders zur Sprache bringen können als dadurch, daß sie das Leiden Jesu zitieren. Ihre Mittel heißen Vergleich, Kontrast und Kontrafaktur, bis hin zur Negation. Denn es sind keine frommen Gedichte, nicht einmal christliche in irgendeinem engen Sinn; eher sogar ungläubige, insofern ihnen der Glaube an den Sinn dieses Leidens abhanden gekommen ist. Gleichwohl arbeiten sie sich an ihm ab, reiben sie sich an ihm wund; es öffnet ihnen allererst den Mund, und sei es auch zum Widerspruch, zum Fluch, zum Schrei.

Peter Huchel: *Dezember 1942*

Dies ist zunächst einmal eine Geschichte aus dem letzten Weltkrieg; aber es ist noch mehr.

Wie Wintergewitter ein rollender Hall.
Zerschossen die Lehmwand von Bethlehems Stall.

Es liegt Maria erschlagen vorm Tor,
Ihr blutig Haar an die Steine fror.

Drei Landser ziehen verummt vorbei.
Nicht brennt ihr Ohr von des Kindes Schrei.

Im Beutel den letzten Sonnblumenkern,
Sie suchen den Weg und sehn keinen Stern.

Aurum, thus, myrrham offerunt...
Um kahles Gehöft streicht Krähe und Hund.
... quia natus est nobis Dominus.
Auf fahlem Gerippe glänzt Öl und Ruß.

Vor Stalingrad verweht die Chaussee.
Sie führt in die Totenkammer aus Schnee.

Es ist zugleich die Geschichte von der Geburt Jesu, die aus der Ferne in die Nähe, aus der Vergangenheit in die Gegenwart geholt – und in ihr zerstört wird.

Schon die mittelalterlichen Maler hatten die biblischen Geschichten aus deren Ort und Damals in ihr eigenes Hier und Heute übersetzt; nicht aus Ignoranz, sondern um zu zeigen, daß eben jene Geschichten ungemindert relevant waren: tua res agitur! So fand dann, nur zum Beispiel, die Geburt Jesu im Nürnberg, Freiburg oder Straßburg des 15. Jahrhunderts statt; oder auch, à la Timmermans, um 1900 in Flandern; oder im Dezember 1942 in Rußland.

Aber in diesem Kontext wird, wie gesagt, die Geschichte zuschanden: der Stall wird zerschossen, Maria erschlagen, der Schrei des Kindes verhallt ungehört. Anstelle von Ochs und Esel gibt es nur Krähe und Hund, und das Gehöft, das sie umstreichen, ist so kahl wie das umherliegende Gerippe fahl ist. Drei Soldaten ziehen vorbei, keine Könige; sie ziehen vorbei, machen nicht halt; sie haben keinen Stern, der ihnen den Weg wiese; sie haben nichts, was sie dem Kind, wenn sie es denn fänden, schenken könnten, außer dem letzten Sonnblumenkern.

Die heiligen drei Könige hatten Gold, Weihrauch und Myrrhe; das war allerdings etwas anderes, und deshalb wird es auch in einer anderen, in der alten Sprache der Bibel zitiert, gleichsam als Fremdkörper in das Gedicht hineinmontiert. Nie zuvor hat sich „Hund“ auf „offerunt“ reimen müssen, soweit wie „Ruß“ auf „Dominus“. Das zweite Zitat ist, auch syntaktisch, ein Fragment; ihm geht die Rede von der Freude voraus, „die allem Volke widerfahren wird“ (Lk 2,10). Von ihr ist hier freilich nichts mehr zu merken.

Das Gedicht gleicht einem Bericht aus kurzen, knappen Sätzen, wie kurz vorm Verstummen; es besteht aus gereimten Zweizeilern, mit Pausen zum Luftholen dazwischen. Die Wirklichkeiten, die es miteinander konfrontiert, werden in der ersten und in der letzten Strophe beim Namen genannt: Bethlehem und Stalingrad. Aber die traurige Pointe ist insgeheim, in dem klangvoll alliterierenden Anfang des Gedichts, schon vorweggenommen; denn die im Dezember 1942 geplante und gescheiterte Entsatzoffensive für die in Stalingrad eingeschlossene 6. Armee trug den Decknamen: „Wintergewitter“!¹

Paul Celan: *Tenebrae*

Es versteht sich keineswegs von selbst, daß hier, in diesem Zusammenhang, nun das Gedicht eines jüdischen Dichters zitiert wird. Dennoch:

Nahe sind wir, Herr,
nahe und greifbar.

¹ Vgl. Percy Ernst Schramm (Hrsg.), *Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht* (Wehrmachtführungsstab). Bd. III, 4. München 1982, 1343.

Gegriffen schon, Herr,
ineinander verkrallt, als wär
der Leib eines jeden von uns
dein Leib, Herr.

Bete, Herr,
bete zu uns,
wir sind nah.

Windschief gingen wir hin,
gingen wir hin, uns zu bücken
nach Mulde und Maar.

Zur Tränke gingen wir, Herr.

Es war Blut, es war,
was du vergossen, Herr.

Es glänzte.

Es warf uns dein Bild in die Augen, Herr.
Augen und Mund stehn so offen und leer, Herr.

Titel, zumal solche von Gedichten, können nicht ernst genug genommen werden, können sogar der Schlüssel zum Ganzen sein. „Tenebrae“ heißt Dunkelheit und Finsternis; und zwar jede, aber ganz besonders die, die sich auf die Erde senkte, als Jesus starb: „A sexta autem hora tenebrae factae sunt super universam terram usque ad horam nonam“ (Mt 27,45; vgl. auch Mk 15,33). „Tenebrae“ heißen daher auch die Trauermetten, die an den Kartagen gehalten werden und vom Leiden Jesu handeln; und deren erste, die vom Gründonnerstag, vor allem den Verrat des Judas beklagt.

Und somit versteht sich vielleicht auch, wer es ist, der hier spricht: es ist Judas mit den Häschern, der sich dem Garten Gethsemane nähert, in den sich Jesus zum Gebet zurückgezogen hat. Gebückt haben sie sich angeschlichen, sich aneinander festhaltend, als hielten sie schon den, den sie suchen. Und jetzt sind sie, wie sie selber sagen, schon ganz nah; ihre immer wieder wiederholten Worte sind gewissermaßen das Gegenstück zu dem Wort Jesu: „Seht, mein Verräter naht“ (Mt 26,46).

Sie glauben den Leib dessen, den sie immerfort „Herr“ nennen, schon in Händen zu halten und werden es gleich auch tun; und sein Blut, das er (vgl. Lk 22,44) vorher vergoß, haben sie gesehen und getrunken, und darin ihn ganz, sein Bild. Die Anklänge an das Abendmahl und die Worte, mit denen es eingesetzt wurde, sind nicht zu überhören.

Der Leib, den sie halten, ist aber nicht der des Herrn; und das Blut, das sie tranken, war zwar seines, „das für euch vergossen wird“ (Lk 22,20) – aber war das Bild, das sie in ihm, wie in einem glänzenden Spiegel, erblickten, nicht ihr eigenes? Waren nicht auch ihre Augen offen, als sie das Bild sahen, und ihr Mund leer, bevor sie das Blut tranken? Eine eigenartige Kommunion, eine Vertauschung und Ver-

schmelzung scheint hier stattzufinden; Judas und Jesus gehen irgendwie ineinander über.²

Von wessen Opfergang ist also die Rede? Auch von dem des Judas und der Juden, die er repräsentiert? So wie sie sich hier beschreiben, scheinen sie eher Opfer als Täter zu sein: gebeugt, einander festhaltend, ineinander verkrallt – man kennt diese Bilder nur zu gut.³ Die Augen und der Mund könnten, wie sie hier beschrieben werden, auch die von Toten sein. Und war es nicht dieses Blut, das „über uns und unsere Kinder“ (Mt 27,25) kommen sollte? Nahen die Juden jetzt, um das Schicksal, das ihnen auch infolge dieses Wortes bereitet wurde, anzuklagen? Oder den, in dessen Namen es geschah? Soll deshalb jetzt er zu ihnen beten, statt umgekehrt? Erklärt sich so der drängende, drohende Unterton des Gedichts? Die Dunkelheit, die es in seinem Titel ansagt, bleibt.⁴

Marie Luise Kaschnitz: *Die Gärten*

So sähe vielleicht die Welt nach einem weiteren Weltkrieg aus:

Die Gärten untergepflügt
Die Wälder zermahlen

² Hier liegt die Erinnerung an eine der tiefstinnigsten Erzählungen von Jorge Luis Borges nahe, in der es heißt: „Gott schuf sich voll und ganz Mensch, aber Mensch bis zur Schande, Mensch bis zur Verworfenheit und zum Abgrund. Zu unserer Errettung konnte er jedes beliebige unter den Schicksalen wählen, aus denen sich das verschlungene Netz der Geschichte webt; er konnte Alexander werden oder Pythagoras oder Rurik oder Jesus; er wählte ein allerniedrigstes Schicksal: er wurde Judas“ (*Drei Fassungen von Judas*. In: J. L. B., *Sämtliche Erzählungen*. Das Aleph/Fiktionen/Universalgeschichte der Niedertracht. München 1970, 250–256; hier 255); vgl. auch Walter Jens, *Der Fall Judas*. Stuttgart 1975. Zur literatur- und kunstgeschichtlichen Überlieferung vgl. auch Johannes Werner, *Die Passion des armen Mannes. Soziale Motive in der spätmittelalterlichen Kunst am Oberrhein*. Freiburg 1980, 43–54.

³ Vgl. z.B. den Gerstein-Bericht über die Vergasungen im Osten: „Sie drücken sich, im Tode verkrampft, noch die Hände, so daß man Mühe hat, sie auseinanderzureißen, um die Kammern für die nächste Charge freizumachen“ (zit. n. Walther Hofer (Hrsg.), *Der Nationalsozialismus. Dokumente 1933–1945*. Frankfurt a. M. 1965, 310).

⁴ Dieses Gedicht hat eine Vielzahl von Interpretationen provoziert; die hier vorliegende hat sie zu einem Großteil zur Kenntnis genommen und genutzt, sich aber von ihnen nicht hindern lassen, letztlich einen eigenen, von Judas ausgehenden Weg zu gehen. Vgl. z.B.: Ruth E. Lorbe, *Lyrische Standpunkte. Interpretationen moderner Gedichte*. München 1968, 143–154; Götz Wienold, *Paul Celans Hölderlin-Widerruf*. In: *Poetica* 2 (1968), 216–228; Friedrich Kienecker, *Der Mensch in der modernen Lyrik. Eine Handreichung zur Interpretation (= Christliche Strukturen in der modernen Welt Bd. 1)*. Essen 1970, 62–70; Hans-Georg Gadamer, *Sinn und Sinnverhüllung bei Paul Celan*. In: H.-G. G., *Poetica. Ausgewählte Essays*. Frankfurt a.M. 1977, 119–134; Ralph P. Crimann, *Literaturtheologie. Studien zum Vermittlungsproblem zwischen Germanistik und Theologie, Dichtung und Glaube, Literaturdidaktik und Religionspädagogik (= Europäische Hochschulschriften Bd. 240)*. Frankfurt a.M./Bern/Las Vegas 1978, 78–86; Ursula Baltz, *Eucharistie im Gedicht. Zu religiöser Sprache in zwei Gedichten von Paul Celan und Gottfried Benn*. In: H. Becker/R. Kaczynski (Hrsg.), *Liturgie und Dichtung. Ein interdisziplinäres Kompendium*. Bd. 2 (= Interdisziplinäre Reflexion). (= Pietas liturgica Bd. 2). St. Ottilien 1983, 903–922.

Auf dem Nacktfels die Hütte gebant
 Umzäunt mit geschütteten Steinen
 Eine Cactusfeige gesetzt
 Einen Brunnen gegraben
 Mich selbst
 Ans Drehkreuz gespannt
 Da geh ich rundum
 Schöpfe mein brackiges Lebenswasser
 Schreie den Eselsschrei
 Hinauf zu den Sternen.

Gärten und Wälder, die kultivierte und die unkultivierte Natur, sind gleichermaßen zerstört: *tabula rasa*. Auf die beiden unvollständigen, unpersönlichen Passivsätze, die diesen Zustand feststellen, folgen andere, die ein Ich implizieren, das etwas getan hat. (Oder sollte dieses Ich auch schon das geheime Subjekt der ersten beiden Sätze, also der Zerstörer selbst gewesen sein?) Eine Hütte hat es gebaut, kein Haus; auf nacktem Fels, nicht auf fruchtbarem Grund; hat eine Umwallung nur aufgeschüttet, nicht gemauert; eine karge Kaktusfeige (*opuntia vulgaris*) gepflanzt, keinen Baum oder Strauch. Was es fertigbrachte, ist das Mindeste, gerade ein wenig mehr als nichts.

Immerhin hat es auch einen Brunnen gegraben, der ihm das in dieser Dürre doppelt lebensnotwendige Wasser, das Lebenswasser spendet – aber nur brackiges, salziges, und auch das nur, wenn das Ich sich selber unters Joch beugt. Dieses Ich tritt jetzt wenigstens im Relativpronomen („*mich*“) hervor, so wie die letzten Sätze dann ganz ins Aktiv und ins Präsens überwechseln. Wie ein Tier geht dieser Mensch im Kreis, schöpft und schreit seine Not in die Nacht hinaus.⁵

Doch daß er von sich sagt, er habe sich „ans Drehkreuz gespannt“, ist um so sonderbarer, als es den empirischen Sachverhalt eigentlich nicht recht trifft.⁶ Aber es lenkt den Leser in eine andere Richtung, läßt ihn an einen anderen denken, der an ein Kreuz gespannt war und seine Not in die Nacht hinausschrie, hinaufschrie in den Himmel, in dem ihn keiner zu hören schien. „Als die sechste Stunde kam, brach über das ganze Land eine Finsternis herein. Sie dauerte bis zur neunten Stunde. Und in der neunten Stunde rief Jesus mit lauter Stimme: Eloi, Eloi, lema sabachtani?, das heißt übersetzt: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Mk 15, 33–34). In seiner äußersten Verlassenheit ähnelt sich der Mensch dem an, der sie für die Menschen schon vorweg erlitt; und der sogar, wie eines seiner letzten Worte (Joh 19,28) belegt, an Trockenheit und Durst litt; aus dessen Innerem aber auch wieder „Ströme von lebendigem Wasser“ (Joh 7,38) fließen sollten.

Daß der Mensch hier fast zum Tier, zum verächtlichen Esel hinabgesunken ist,

⁵ „Hier quietscht das Wasserrad, das ein Esel im emsigen Schritt unaufhörlich dreht. (Wohin glaubt er zu gehen mit so eiligen Hufen, mit verhülltem Haupt und stets nur im Kreise? Gleicht er nicht uns?)“ (Richard Seewald, *Das griechische Inselbuch*. Aufzeichnungen eines Malers. 2. Aufl. Köln/Olten 1960, 97).

⁶ Das herkömmliche Göpelwerk wurde meist mittels einer einzelnen Drehstange bewegt, an die das Arbeitstier auch nicht eigentlich „gespannt“ war.

macht die Ähnlichkeit nur noch größer; denn in den Kaiserpalästen auf dem Aventin in Rom fand sich ein heidnisches Graffito, das den Gekreuzigten mit einem Eselskopf zeigt, um ihn in üblicher Weise zu verhöhnen.⁷ Nicht nur die Vereinsamung des Menschen, auch seine Erniedrigung zum Tier hat der Menschensohn schon vorweggenommen.⁸

Christine Lavant: *Kreuzzertretung*

Noch eine Kontrafaktur, doch eine noch trostlose, von Jesu Tod am Kreuz:

Kreuzzertretung! – Eine Hündin heult
sieben Laute, ohne zu vergeben,
abgestiegen in die Hundehölle
wird ihr Schatten noch den Wurf verwerfen.

Oben bleibt der Vorhang ohne Riß,
nichts zerreißt um einer Hündin willen,
und der Herr – er ließ sich stellvertreten –
sitzt versponnen bei den ganz Vertrauten.

Auch die Toten durften nicht herauf!
Vater, Mutter, – keines war am Hügel,
und die Sonne hat sich bloß verfinstert
in zwei aufgebrochenen Augensternen.

Von der Erde bebte kaum ein Staub,
nur ein wenig sank die Stelle tiefer,
wo der Balg, dem man das Kreuz zertreten,
sich noch einmal nach dem Himmel bäumte.

Der Kadaver – da ihn niemand barg –
kraft der Schande ist er auferstanden,
um sich selbst in das Gewölb zu schleppen,
wo Gottvater wie ein Werwolf haust.

Es ist nicht der Menschensohn, der hier stirbt, nicht einmal ein Mensch, sondern ein verächtliches Tier, eine Hündin; und sie stirbt nicht mit den bekannten sieben Wörtern, sondern nur mit sieben Lauten, die, anders als jene, keine Vergebung enthalten;

⁷ Vgl. Carl Maria Kaufmann, *Handbuch der christlichen Archäologie* (= Wissenschaftliche Handbibliothek Bd. III, 5). 2. Aufl. Paderborn 1913, 747–750. – Marie Luise Kaschnitz, die mit einem bekannten Archäologen verheiratet war und lange in Rom lebte, müßte das Graffito eigentlich gekannt haben.

⁸ Zu diesem Gedicht hat schon Hilde Domin eine Deutung vorgelegt, die aber leider nicht die letzten Konsequenzen zieht; aber immerhin fand sie, ohne es ganz zu verstehen, daß hier „fast biblisch geschrieben“ werde (*Die Stimme der hilflosen Kreatur*. In: Marcel Reich-Ranicki (Hrsg.), *Frankfurter Anthologie. Gedichte und Interpretationen*. Frankfurt a. M. 1976, 154–156; hier 156).

die Sonne verfinstert sich nicht, der Tempelvorhang zerreißt nicht, die Erde erbebt nicht, die Toten stehen nicht auf. Es findet auch keine Bestattung statt, der Kadaver muß sich noch selber ins Grab schleppen.

Die Hündin stirbt, weil man ihr das Kreuz zertreten hat. Daher heißt das erste Wort auch „Kreuzzertretung“ – so hieß aber auch die blasphemische Tat, mit der sich die ersten Christen vor der Verfolgung retten konnten; sie mußten nur das Kreuz mit Füßen treten, um sich derart von ihm loszusagen. Dieses Gedicht handelt nicht nur von einer Kreuzzertretung, es ist selber eine: eine Lossagung, eine Lästerung (und die Negation des karfreitäßigen Rituals, das ‚Kreuzverehrung‘ heißt). Damit, daß es Jesus der Gleichgültigkeit und Gott selbst, im Bild des Werwolfs, der Grausamkeit bezichtigt, tritt es über die Schmerzschwelle hinaus.⁹

Aber immer noch haftet es an dem heiligen Text, von dem es sich lossagt und löst; noch in der Negation hält es an ihm fest, bis hin zum „abgestiegen in die Hölle“ und „auferstanden“ des Glaubensbekenntnisses, das zu sprechen ihm nicht mehr gelingt.

Durs Grünbein: *In der Provinz*

Zufällig fügt es sich, daß das letzte Gedicht in dieser Reihe auch das zuletzt geschriebene ist; also das aktuellste, in welchem Sinn auch immer.

Wie der Gekreuzigte lag dieser Frosch
 Plattgewalzt auf dem heißen Asphalt
 Der Landstraße. Offenen Mauls
 Bog sich zum Himmel, von Sonne gedörrt,
 Was von fern einer Schuhsohle glich –
 Ein Amphibium aus älterer Erdzeit,
 Unter die Räder gekommen im Sprung.

Keine Auferstehung als in den Larven
 Der Fliegen, die morgen schlüpfen werden.

Durch welche Öffnung entweicht der Traum?

Es ist auch das alltäglichste Gedicht, das denkbar banalste, und handelt bloß von einem Frosch oder von dem, was von ihm übrigblieb, nachdem die Autos, eins nach dem andern, über ihn hinweggerollt waren. Aber dieser Frosch sah wie ein Gekreuzigter, nein: wie „der Gekreuzigte“ aus, und er bog sich noch im Tod „zum Himmel“, unter glühender Sonne, und sein Maul öffnete sich wie vor Durst oder zu einem Schrei.

Der Vergleich mit dem Gekreuzigten hebt das Tier hinauf, nimmt es hinein in das Leiden aller Kreatur, das in dem Leiden am Kreuz gipfelte. Immerhin sah Franz von

⁹ Das Gedicht wäre nahezu unerträglich, wenn man nicht wüßte, daß dieselbe Dichterin auch ganz andere, dem Bittgebet sich nähernde geschrieben hat.

Assisi keinen Grund, die Tiere, die er als Geschwister betrachtete, aus dem Heils-geschehen auszuschließen.¹⁰

Der Vergleich zieht den Gekreuzigten aber auch hinab; und zwar noch tiefer als die bisher zitierten Gedichte es taten; aber noch längst nicht so tief wie die Bibel selber es tut. „Ich aber bin ein Wurm und kein Mensch,/Der Leute Spott, vom Volk verachtet“ (Ps 22,7; vgl. auch Jes 52,14). Wer so spricht, hat die anderen Vergleiche – ob mit Esel, Hund oder Frosch – schon selber unterboten.

Doch nicht einmal hier behält der Tod das letzte Wort; es folgt, expressis verbis, die „Auferstehung“, wenn auch nur in Gestalt der Fliegenlarven, die, „morgen“ schon, schlüpfen werden; und die sich wohl zu Fliegen entwickeln werden, denen der Flug entspricht¹¹ und nicht mehr der zu kurze Sprung, der unter den Rädern endete ... und im Zeichen des Kreuzes. Jedenfalls öffnet sich etwas, und etwas wird frei.

Epilog

„Wir sind das, was von Gott am weitesten entfernt ist, an jener äußersten Grenze, von der aus es noch nicht völlig unmöglich ist, zu ihm zurückzukehren. In unserem Sein ist Gott zerrissen. Wir sind die Kreuzigung Gottes.“¹² An jener äußersten Grenze wurden die Gedichte laut, von denen hier die Rede war; aus einer Tiefe, in die auch Simone Weil, die dies schrieb, hinabgestiegen oder eher hinabgestürzt war. „Das ganze Sein“, so schrieb sie, „wird ein Gottes-Beraubtsein: wie könnte man darüber hinausgehen? Danach bleibt nur noch die Auferstehung.“¹³

Johannes Werner, Elchesheim.

Fundorte der Gedichte

Peter Huchel, *Dezember 1942*, in: P. H., *Chausseen Chausseen*. Gedichte. Frankfurt a.M. 1963, 64.

Paul Celan, *Tenebrae*, in: P.C., *Sprachgitter/Die Niemandsrose*. Gedichte. Frankfurt a.M. 1986, 25–26.

Marie Luise Kaschnitz, *Die Gärten*, in: M. L. K., *Gesammelte Werke Bd. 5* (= Die Gedichte). Hrsg. von Christian Büttrich u. Norbert Miller. Frankfurt a.M. 1985, 437.

Christine Lavant, *Kreuzzertretung! – Eine Hündin heult*, in: C. L., *Gedichte*. Hrsg. von Grete Lübbe-Grothues. München 1972, 36.

Durs Grünbein, *In der Provinz*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* v. 25. März 1995, 27.

¹⁰ Vgl. dazu z. B. Albert Schweitzer, *Selbstzeugnisse*. Aus meiner Kindheit und Jugendzeit/Zwischen Wasser und Urwald/Briefe aus Lambarene. München 1959, 29.

¹¹ Vgl. dazu Johannes Werner, „Welch schönes Jenseits“ oder *Der sinnbildliche Schmetterling*, in: *Geist und Leben* 1995, 87–92.

¹² Simone Weil, *Schwerkraft und Gnade*. München 1952, 177.

¹³ Ebd. 171.